

Claire LaZebnik

Nicht so einfach mit der Liebe





DIE AUTORIN

Claire LaZebnik lebt mit ihrem Mann, einem Drehbuchautor, und ihren vier Kindern in Los Angeles. Sie hat bereits mehrere erfolgreiche Bücher in der Belletristik veröffentlicht. *Nicht so einfach mit der Liebe* ist ihr erster Jugendroman, der auf Deutsch erscheint.

Claire LaZebnik

*Nicht so
einfach mit
der Liebe*

Aus dem Englischen
von Ursula Höfker

cbj



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juli 2014

Gesetzt nach den Regeln der

Rechtschreibreform

© 2013 by Claire LaZebnik

Die amerikanische Originalausgabe erschien
unter dem Titel »The Trouble with Flirting«
bei HarperTeen, an imprint of HarperCollins
Publishers, New York.

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Verlag in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Ursula Höfker

Lektorat: Monika Hofko

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

unter Verwendung mehrerer Motive

von Gettyimages (Cultura/Liam Norris);

Shutterstock (Franck Boston)

he · Herstellung: ReD

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH,

Pöbbeck

ISBN: 978-3-570-40235-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Johnny, der mir alles über Theater-Workshops
in den Sommerferien beibrachte und mich mehr
zum Lachen bringt als irgendjemand sonst auf der Welt.

Erster Aufzug

Erste Szene

Als Jasper Snowdens Eltern sich scheiden ließen, konnte Jasper weiter in seinem bisherigen Zimmer wohnen bleiben. Da seine Eltern nicht wollten, dass er immer wieder in einem anderen Bett schlafen musste, lebten sie nach der Scheidung abwechselnd mit ihm zusammen in dem großen Haus. Damit diese Regelung auch reibungslos funktionierte, kaufte Mr Snowden (der, wie meine Mutter sagte, »in Immobilien macht – und da macht man richtig viel Kohle, weißt du«) in der Nachbarschaft noch einmal zwei Häuser, eins für ihn und eins für seine Ex. So läuft das wohl, wenn reiche Leute sich scheiden lassen: Sie stecken einfach jedes Familienmitglied in ihr oder sein eigenes gemütliches Zuhause. Hätten die Snowdens einen Hund gehabt, hätte der wahrscheinlich sein eigenes kleines Hundehaus mit Blick auf die Feuerwache bekommen.

Ja, okay, bei der Scheidung meiner Eltern lief es ein bisschen anders.

Mom, William und ich blieben in der Vier-Zimmer-Wohnung, in der wir die letzten fünf Jahre gewohnt hatten. Mein Dad mietete sich ein Ein-Zimmer-Apartment in einem Haus, das ungefähr zwanzig Gehminuten entfernt lag. »Es ist hässlich und geht auf einen Parkplatz, aber wenigstens ist es klein«, lautet sein Standardwitz darüber, und ich bekomme ihn jedes Mal zu hören, wenn ich ihn besuche.

Mein Dad hat ein schlechtes Gewissen, weil er kein richtiges Gästebett hat. Deshalb hat er William und mir angeboten, dass wir jederzeit seinen Futon haben können und er dann auf dem Boden schläft. Aber das geht irgendwie gar nicht und darum übernachteten wir nie bei ihm.

Jedes Mal wenn seine Stimmung wegen unserer Wohnsituation im Keller ist, muntert er sich selbst auf, indem er uns alle daran erinnert, dass er wenigstens in der Nähe ist und beide Wohnungen im selben guten Schulbezirk liegen.

Allerdings frage ich mich manchmal, ob es wirklich so gut für uns ist, in einer reichen Gegend zur Schule zu gehen. Niemand mobbt uns, weil wir kein Geld haben, aber es gibt Situationen, da ist es einfach nur peinlich. Wenn zum Beispiel die ganze Meute zusammen zum Essen geht, die Rechnung hinterher einfach durch die Anzahl der Esser geteilt wird und du die anderen dann darauf aufmerksam machen musst, dass du nur eine Suppe gegessen hast, weil du es dir nicht leisten kannst, für die Dreißig-Dollar-Vorspeisen der anderen mitzubezahlen. Oder wenn sie

beim Mittagessen erzählen, was sie in diesem Jahr zu Weihnachten bekommen haben, und du nur zuhören kannst, weil – was sollst du schon sagen? Ich habe drei Bücher und ein T-Shirt bekommen? William und ich haben einen Insiderwitz: Er sagt zum Beispiel: »Clayton Walstaff hat eine Gibson-Vintage-Gitarre zu Weihnachten bekommen.« Darauf ich: »Na und? Bei Georgia Olstead stand ein BMW unterm Weihnachtsbaum.« Und dann lachen wir, weil es einfach zum Lachen ist.

Und dann gibt es noch diese ganzen »Was machst du in den Sommerferien?«-Gespräche, die schon im frühen Frühjahr losgehen. Dieses Jahr – wir haben noch zwei Jahre, bis wir mit der Schule fertig sind – wird besonders eifrig darüber geredet, weil jeder weiß, dass man in diesem Sommer etwas tun muss, womit man die Collegues beeindrucken kann. Beeindruckende Sommeraktivitäten sind nicht billig.

Mit einer Menge Geld kannst du in den Ferien irgendwo auf der Welt »gemeinnützige Arbeit« leisten. Das macht zum Beispiel meine Freundin Kiana. Die fliegt für vierzehn Tage nach Costa Rica, trägt in der ersten Woche Wasser oder so und macht dann mit anderen Amerikanern noch eine Woche an irgendeinem Strand Kluburlaub. Sie weiß jetzt schon, dass es in ihrem Bewerbungsaufsatz fürs College darum gehen wird, wie wahnsinnig toll es ist, »unseren Brüdern und Schwestern in unserem globalen Dorf zu helfen«. Nach den Ferien braucht sie nur noch ein paar selbst erlebte Erfahrungen einzubauen.

Mit dem entsprechenden Geld kannst du auch ein Feriensemester in Oxford oder an sonst einer fantastischen Uni in Europa verbringen. Meine Freundin Chloe geht an die Sorbonne, besucht tagsüber Literaturvorlesungen und hängt nachts in Paris ab. Wie der Titel ihres Bewerbungsaufsatzes lautet? Wahrscheinlich »Wie ich aufhörte, Tourist zu sein, und Weltbürger wurde« oder so ähnlich.

Moment mal – vielleicht täusche ich mich auch. Bei einer beeindruckenden Sommeraktivität muss es nicht unbedingt nur um Geld gehen.

Manchmal helfen auch Beziehungen.

Zelda Morenos Mutter kennt einen Arzt, der Zelda als Forschungsassistentin in seinem Team mitarbeiten lässt (»Ich habe in den Sommerferien Krebs geheilt!«). Drew Desantis Dad hat seinem Sohnmann einen Auftritt in einem Architekturbüro verschafft (»Wir bauen eine bessere, grünere Zukunft«) und Natalie Nowaks ist über ihren Onkel Joe an ein Praktikum bei der mit ihm befreundeten Herausgeberin einer Zeitschrift gekommen (»Das geschriebene Wort kann die Welt verändern«).

Meine Eltern haben zwar vielleicht kein Geld, aber dafür haben sie wenigstens auch keine Beziehungen. (Sorry, ich habe Dads Sinn für Humor geerbt.)

Als ob das eine Rolle spielen würde. Ich kann mich nicht für irgendein cooles unbezahltes Praktikum oder ein Ferienprogramm im Ausland bewerben. Ich muss in diesem Sommer Geld fürs College verdienen. Das hat meine Mutter schon lange klargestellt. Und sie hat auch noch ge-

sagt: »In einem Job lernt man Disziplin und wie wichtig es ist, nicht alles für selbstverständlich zu nehmen. Und man lernt, was harte Arbeit ist. Das ist das Geschenk, das ich dir mache.«

»Ich hätte lieber einen Laptop«, erwiderte ich.

»Ein Job kann dir auch dazu verhelfen. Und ich hasse Klugscheißer, Franny.«

William ist in dem Punkt absolut keine Hilfe. Er hat schon mit vierzehn angefangen zu arbeiten, hat Hunde Gassi geführt und Autos gewaschen und später, als er älter war, Eis verkauft oder an der Kinokasse die Eintrittskarten abgerissen. Inzwischen geht er aufs College, ist eine Stufe höher gestiegen in der Welt und arbeitet in den Ferien bei einer Investmentbank in New York City (und teilt sich dort mit seiner langjährigen Freundin ein Zimmer, das ihm jemand untervermietet hat).

Wäre William nicht gewesen, hätte ich mich vielleicht noch ein Jahr drücken können, aber er war immer so ein braver, verantwortungsbewusster ältester Sohn. Und das bedeutet, dass ich genauso brav sein muss, wenn ich nicht bis in alle Ewigkeit als schwarzes Schaf der Familie dastehen will.

Außerdem brauche ich wirklich einen neuen Laptop. Zurzeit benutze ich einen alten von Dad, den er schon vor über fünf Jahren gekauft hat. Wisst ihr, was fünf Jahre im Laptop-Universum bedeuten? Das sind ungefähr hundert Menschenjahre.

»Ich will nicht den ganzen Sommer Eis verkaufen«,

sagte ich zu Mom, als wir am Küchentisch über meine Job-Aussichten diskutierten.

»Keine Sorge – das klappt sowieso nicht mehr. Ich bin gestern Abend da vorbeigegangen; die haben genug Personal für den Sommer. Aber die Shoe Zone stellt noch Leute ein.«

Ich schüttelte mich. »Super. Da kann ich den ganzen Sommer lang die Füße von anderen Leuten betatschen. Und ich habe Sarah Gabrielle beneidet, weil die auf eine Afrika-Safari geht.«

»Sarah Gabrielles Mutter hat für jedes Kind ein eigenes Kindermädchen, damit sie sich nicht mit ihrem Nachwuchs abgeben muss, und wann immer es geht, schickt sie ihn so weit weg wie möglich. Willst du das wirklich? Eine Mutter, die dich lieber nicht um sich haben will?«

Mom sagte das in einem scherzhaften Ton, aber ich wusste, sie wartete auf eine ernst gemeinte Bestätigung, dass ich mich nicht als Kellerkind fühlte. Meine Mom lässt uns nichts durchgehen, aber tief im Inneren ist sie total unsicher, und sie muss von ihren Kindern immer wieder hören, dass sie trotz einer Scheidung und obwohl sie uns aus Geldmangel fast alle Wünsche abschlagen muss, immer versucht hat, bei unserer Erziehung alles richtig zu machen. Und ich denke, das hat sie auch hingekriegt.

Also schluckte ich die sarkastische Bemerkung hinunter, die mir auf der Zunge lag, drückte ihr die Schulter und sagte stattdessen leichthin: »Nö, da behalte ich lieber meine gute alte Mom, die sich in alles einmischt.«

Sie tätschelte mir die Hand. »Und wir denken beide weiter über einen Sommerjob nach. Wir finden schon noch was Passendes für dich.«

Wisst ihr noch, dass ich gesagt habe, meine Eltern hätten keine Beziehungen? Das war nicht ganz zutreffend. Sie haben keine mächtigen oder reichen oder interessanten Beziehungen, aber sie haben Verwandte unter der werktätigen Bevölkerung, und auf diesem Weg hat Mom mir einen Sommerjob besorgt.

»Ich habe das ideale Ding für dich gefunden!«, verkündete sie, als sie mich eines Nachmittags Ende Mai von der Schule abholte. Sie war direkt von der Arbeit gekommen – sie unterrichtet Englisch an einer Middleschool zwei Ortschaften weiter.

»Das ideale Ding?«, wiederholte ich, als ich die Wagentür schloss.

»Einen Job«, erklärte sie ungeduldig. »Einen Sommerjob. Du wirst begeistert sein.«

»Echt? Was für einen denn?« Ich hatte mich auch umgeschaut, bis jetzt aber noch kein Glück gehabt. Es gab zu viele arbeitslose Erwachsene, die bereit waren, alles zu machen, wenn es nur Geld brachte. Außerdem waren jede Menge College-Studenten schon wieder zu Hause und suchten ebenfalls einen Job für den Sommer. Deshalb war ich einigermaßen gespannt, was sie ergattert hatte.

Als sie es mir sagte, bekam ich so meine Zweifel. »Kostüme nähen?«, wiederholte ich. »Bei Tante Amelia?«

»Klingt das nicht fantastisch? Du liebst doch das Theater!«

»Klar. Und du hast mir immer vorgeworfen, ich würde damit nur meine Zeit verplempern. Weißt du noch?« In der Middleschool habe ich ein bisschen Theater gespielt, meist eine Hauptrolle, doch bevor ich auf die Highschool kam, haben Mom und Dad ein ernstes Wörtchen mit mir geredet – obwohl sie schon geschieden waren, bildeten sie eine geschlossene Front – und gemeint, ich müsste mir überlegen, was mir wirklich wichtig sei, und mich darauf konzentrieren.

Natürlich wussten sie auch schon genau, was mir wirklich wichtig war, nämlich einen guten Notendurchschnitt zu bekommen und als Werferin in der Softballmannschaft mitzuspielen – zwei Dinge, die mir unter Umständen zu einem College-Stipendium verhelfen konnten. Also hörte ich auf mit der Schauspielerei und konzentrierte mich auf die Schule, weshalb mein Notendurchschnitt im Moment ziemlich gut ist, und auf meine Position als Werferin beim Softball, weshalb mein Schultergelenk im Eimer ist und ich jetzt überhaupt keinen Sport mehr treibe.

Mom wedelte abwehrend mit der Hand. »Dass Theater Zeitverschwendung ist, habe ich so nie gesagt, ich habe nur gesagt, dass es nicht die Hauptsache in deinem Leben sein sollte, weil du so viele andere Dinge auch gut kannst. Jedenfalls ist es ein Job – und jetzt pass auf! – am Mansfield College! Weißt du noch? Lucindas Sohn hat uns erzählt, der Sommerkurs dort hätte sein Leben verändert, und du hast damals gesagt, da wolltest du dich bewerben.«

»Genau. Und du hast gesagt, ich muss arbeiten. Weißt du noch?«

»Dann ist das doch optimal: Du kannst den Sommer dort verbringen und noch dazu Geld verdienen!«

»Aber ich komme nicht zum Theaterspielen«, widersprach ich. »Was bei einem Theater-Workshop irgendwie der Sinn und Zweck ist.«

»Die Atmosphäre kriegst du trotzdem mit, oder? Du bekommst sämtliche Stücke zu sehen und bist mit Jugendlichen in deinem Alter zusammen.«

»Und wo soll ich wohnen?«

»Bei Tante Amelia.«

»Puh!«

Sie wirft mir einen tadelnden Blick zu. »Tante Amelia meint es nur gut.«

»Sie beklagt sich ständig über alles und jedes. Und wenn ich für sie arbeite ...«

»Erstens sind es nur sechs Wochen.«

»Nur!«

»Zweitens hat sie gesagt, du kannst zusammen mit den Kursteilnehmern oder Schülern oder wie immer man sie nennt in der Mensa essen. Klingt das nicht super? Du hast bestimmt viel Spaß und verdienst auch noch Geld dabei. Was willst du mehr?«

»Du hast ihr schon zugesagt, oder?«

Und so erfuhr ich, dass ich mich, jawohl, bereits verpflichtet hatte, im Sommer vor meinem letzten Jahr an der Schule zusammen mit meiner Tante Amelia im Rahmen

des Sommerprogramms für Schüler am Theater des Mansfield College in einer Vorstadt von Portland, Oregon, Kostüme zu nähen.

Was für einen faszinierenden Aufsatz für meine Collegebewerbung ich wohl darüber schreiben werde? »Stich für Stich die Welt verändern ...«

Zweite Szene

Tante Amelia will, dass ich einen Tag vor den Schülern, die sich für die Theater-Workshops angemeldet haben, bei ihr bin, damit sie mir alles zeigen kann, bevor es zu verrückt zugeht. Das Programm fängt Ende Juni an, sodass ich nach dem letzten Schultag noch zwei herrliche Wochen lang an anderer Leute Pool herumsitzen und die Wiederholungen der ganzen Fernsehsendungen anschauen kann, die ich während der Prüfungen verpasst habe.

Der Flug von Phoenix nach Portland ist leider nur kurz. Ich bin noch nicht so oft allein geflogen. Okay, in Wahrheit bin ich noch nie allein geflogen. Ich bin überhaupt erst ein Mal geflogen, und ich bekomme eine Gänsehaut, als ich beim Start und bei der Landung aus dem Fenster schaue und dann meinen Sitznachbarn, einen Mann mittleren Alters, geheimnisvoll anlächelt. Ich überlege, ob er mich nett findet und froh ist, dass er nicht neben irgendeinem alten fetten Kerl sitzen muss. Bis auf ein »Entschul-

digung«, wenn wir mit den Ellbogen aneinanderstoßen, reden wir nicht miteinander, sodass ich es nicht erfahre.

Amelia begrüßt mich am Flughafen mit einem flüchtigen Kuss auf die Wange und einem »Du bist aber groß geworden«. Dann fährt sie mit mir zum Campus, der sehr blattgrün und hübsch ist.

Ich kenne eine Menge Schüler, die sich am Mansfield College bewerben wollen, aber für mich ist es zu klein und zu ruhig. Manchen Leuten gefällt das. Für mich muss es ein bisschen aufregender sein, wenn ich vier Jahre meines Lebens dort verbringen soll. Die Uni in New York wäre ideal. Ich will unbedingt dorthin.

Im Sommer, wenn keine Studenten mehr hier sind, wirkt Mansfield besonders verschlafen, wie eine Geisterstadt. Doch Amelia sagt ohne jede Begeisterung, dass sich das schlagartig ändert, sobald die Teilnehmer am Theaterprogramm kommen.

Im Eilschritt geht sie mit mir an ein paar Gebäuden vorbei. »Das ist die Mensa, das ist das Wohnheim, das ist das Verwaltungsgebäude. In dem Wäldchen dort habe ich ein paar Studenten beim Rauchen erwischt, deshalb erwarte ich, dass du dich fernhältst. Da wir gerade beim Thema sind: Du rauchst besser nicht. Und trinkst nicht. Oder noch etwas Schlimmeres. Ich schicke dich auf der Stelle zurück, wenn ich dich bei so etwas erwische. Und denk bloß nicht, das tut sie ja doch nicht, denn ich verspreche dir, ich tue es.«

Der Rundgang endet am Theater, wo Amelias Atelier

ist. Sie führt mich hinein mit den Worten: »Na, dann wollen wir mal sehen, wie gut du nähen kannst.«

Meine Mom hat es mir schon vor langer Zeit beigebracht. Ihre Mutter – die von meiner Mom und Amelia – war gelernte Schneiderin, drum können beide Töchter gut nähen. Mom nutzte ihre Begabung immer nur, um Halloweenkostüme für mich und William zu nähen. Da Mom es aber für wichtig hält, dass man ein paar praktische Dinge selbst kann, wie zum Beispiel kochen und nähen und putzen, hat sie dafür gesorgt, dass William und ich die Grundlagen beherrschen.

Ich halte mich für kompetent, aber nachdem Amelia mich ein paar Säume hat nähen lassen, teilt sie mir mit, dass meine Stiche beim Nähen mit der Hand kleiner und fester sein müssten und dass ich an der Maschine einen Bleifuß hätte.

»Das überrascht mich gar nicht«, fügt sie hinzu. »Deine Mutter war genauso – schnell fertig zu werden war ihr wichtiger als die Qualität der Arbeit. Kein Wunder, dass sie es nicht beruflich macht.«

»Ich glaube nicht, dass sie jemals Näherin werden wollte«, bemerke ich.

»Na klar, das sagt sie jetzt natürlich.«

Ich halte es für klüger, nicht weiter darüber zu diskutieren, und schaue mich in dem kleinen Atelier um. Es hat mehrere Fenster, und die beiden Nähmaschinen stehen nebeneinander. Außerdem ist es wahnsinnig heiß, und das, obwohl wir noch nicht mal Juli haben. Ich muss also da-

von ausgehen, dass es im Lauf der nächsten sechs Wochen noch heißer wird. Der eine stinknormale Ventilator hat überhaupt keine Chance gegen die Sonne, die durch die Fenster hereinflutet, doch Amelia erklärt mir, dass wir die Jalousien nicht herunterlassen können, weil sie Licht braucht.

»Meine Augen sind nicht mehr so gut wie früher«, meint sie, und das stimmt wahrscheinlich auch, denn überall liegen Lesebrillen herum, damit sie, wo sie geht und steht, eine in Reichweite hat.

»Und wie funktioniert das jetzt alles?«, frage ich und stelle mich schon mal auf sechs Wochen schwitzen ein. »Was für Kostüme nähen wir denn?«

»Wir haben fünf Wochen Zeit, um Kostüme für vier verschiedene Aufführungen zu entwerfen und fertigzustellen«, antwortet sie mit einer seltsamen Mischung aus Dürsterkeit und Stolz. »Ich habe schon mit den Regisseuren gesprochen und weiß so ungefähr, was sie sich vorstellen, aber richtig loslegen können wir erst, wenn das Casting abgeschlossen ist und wir bei den Schülern Maß nehmen können. Das dauert immer ein paar Tage. Bis dahin recherchieren wir in den literarischen Quellen, durchforsten die Kostümkammer und überlegen, welche Stoffe wir nehmen.«

»Wie viele Mitwirkende sind es insgesamt?«

»Achtundvierzig. Zwölf in jedem Stück.«

»Das sind eine Menge Kostüme«, stelle ich fest.

Amelia hebt die Arme. »Es ist unmenschlich viel Arbeit! Hunderte von Kostümen – die meisten Mitwirkenden

spielen mehrere Rollen – und alle müssen zur selben Zeit fertig sein.«

Ich lasse mich auf den Hocker fallen. »Und wir sind nur zu zweit?«

»Ich mache das seit fünfzehn Jahren jeden Sommer«, erwidert sie fast stolz. »Mit nur einer Assistentin, genau wie jetzt. Leicht ist es nie, aber es klappt immer. Du kannst dich allerdings jetzt schon auf viele Überstunden und auf harte Arbeit gefasst machen.«

»Entwirfst du alles neu?«

»Nicht alles. Ich kaufe ein paar Sachen und nehme, was geht, aus der Kostümkammer des College.«

Ich bin erleichtert. »Ach, dann ist es ja nicht so schlimm.«
»Immer noch ziemlich schlimm. Wir müssen alles ändern. Die jungen Mädchen heutzutage sind entweder zu dick oder zu dünn. Normale Figuren gibt es gar nicht mehr.«

»Ich muss doch sehr bitten«, erwiderte ich mit gespielter Entrüstung.

Ich meine es nicht ernst, doch sie schaut mich mit zusammengekniffenen Augen an, legt den Kopf mit der langen schmalen Nase etwas zurück und mustert mich. »Falls du ein Kompliment hören willst, könnte es sein, dass niemandem danach ist, dir eins zu machen.«

»So war das auch nicht gemeint.« Was übrigens stimmt.

»Deine Figur ist jetzt ganz nett, aber werd erst mal zwanzig, dreißig Jahre älter. Die Schwerkraft und die Zeit setzen einer Frau schrecklich zu. Ich hatte einmal deine Figur.«

»Wie kommt es dann, dass ich sie jetzt habe?«, frage ich fröhlich.

Sie seufzt nur. »Die Zeit und die Schwerkraft kriegen uns am Ende alle am Wickel«, verkündet sie düster. »Die Zeit und die Schwerkraft.«

Amelia zeigt mir die Kostüm- und Requisitenkammer im Kellergeschoss des Theaters und bringt mich dann zu ihrer Wohnung. Wir nehmen das Auto, da sie mich damit vom Flughafen abgeholt hat, aber normalerweise geht sie zu Fuß, wie sie sagt, da sie nicht weit vom Campus entfernt wohnt. Sie hat eine Festanstellung am College und ist zuständig für die Kostümabteilung des Fachbereichs Theater (sie hält auch Vorlesungen in Kostümdesign und Kostümgeschichte). Ihre Wohnung ist in einem Haus, das dem Mansfield College gehört. Es liegt in einer wunderschönen, teuren Gegend – sie könnte sich die Wohnung nicht leisten, wenn das College sie nicht bezuschussen würde, sagt sie. Das Gebäude hat mehrere Eingänge und einen eingezäunten Bereich mit einem briefmarkengroßen Pool und einem frei stehenden Whirlpool – in Amelias Augen ganz klar eine Brutstätte für gefährliche Keime.

Ihre Wohnung ist klein, aber sauber und hübsch. Die Möbel sind nichts Besonderes, doch an jedem Fenster hängen supertolle Vorhänge – alle selbst gemacht, versteht sich – und die Kissen auf dem Sofa und auf den Sesseln sind wahnsinnig aufwendig gearbeitet, mit Troddeln und Rüschen und Knöpfen, als stammten sie aus einem Harem.

Ich frage mich, ob Amelia vielleicht doch eine romantische Ader hat. Wenn man sie so sieht in ihrer weißen Bluse und der Baumwollhose, würde man das garantiert nicht vermuten.

»Du hast ein eigenes Zimmer, aber es gibt nur ein Bad«, erklärt sie, als sie mich herumführt. »Bitte mach das Waschbecken sauber, nachdem du es benutzt hast. Haare im Becken kann ich nicht ausstehen.«

»Ich versuche, daran zu denken«, erwidere ich. »Und danke, dass ich bei dir wohnen kann.«

»Ich freue mich auf die Gesellschaft.«

Sie klingt genauso steif wie ich, und ich frage mich, ob sie tatsächlich meint, was sie sagt. Meine Mom behauptet, diese ganze Geschichte sei Amelias Idee gewesen, doch jetzt habe ich den Eindruck, als würde sie sich in meiner Gegenwart unbehaglich fühlen.

Im Gästezimmer packe ich meine Sachen aus. Es ist genauso klein und sauber wie die ganze Wohnung. Amelia kocht inzwischen Nudeln zum Abendessen. Sie mischt sie mit einem Pesto aus dem Glas und taut Rosenkohl als Beilage auf. »Ab morgen ist die Mensa offen, und du kannst so viele Mahlzeiten dort einnehmen, wie du magst«, sagt sie, als wir uns an ihren kleinen Esstisch setzen. »Ich bin sicher, dass du lieber mit Gleichaltrigen zusammen bist.«

»Hier zu essen ist auch schön«, erwidere ich, aber sie hat natürlich recht. Außerdem ... tiefgefrorener Rosenkohl? An meinem ersten Abend hier? Also wirklich!

Nach dem Essen schaltet sie den Fernseher ein, macht es

sich mit einer Tasse Kamillentee gemütlich und schaut Immobilienjäger International.

»Ich würde gern eine Weile in Europa leben«, meint sie in einer Werbepause.

»Und warum tust du es dann nicht?«

»Weil das Leben so nicht funktioniert.«

Ich weiß wirklich nicht sehr viel über meine Tante, außer dass sie älter ist als meine Mutter und schlanker und schlechter drauf. Wenn sie uns früher besuchen kam, sind William und ich immer auf Abstand gegangen, denn wenn wir ihr zu nahe kamen, packte sie uns am Arm und fragte uns über unsere schulischen Leistungen und über unsere Freizeitaktivitäten aus. Wenn sie dann hörte, was wir in unserer Freizeit machten, schüttelte sie in schöner Regelmäßigkeit den Kopf und schürzte die Lippen auf eine Weise, die vermuten ließ, dass wir ihren Erwartungen nicht entsprachen.

Ich weiß, dass sie mal verheiratet war, aber das ist lange her, da war ich noch gar nicht geboren, und zu mehr als einem platten »Es hat nicht funktioniert« ließ sich meine Mom nicht bewegen. Soviel ich weiß, hatte Amelia seitdem keinen Freund mehr. Es ist natürlich möglich, dass sie ein sehr viel aufregenderes Privatleben hat, als uns bekannt ist, aber nach dem heutigen Tag mit ihr bezweifle ich das irgendwie.

Was mein Mitgefühl weckt. Arme Tante Amelia. Sitzt hier in dieser kleinen, spärlich möblierten Wohnung und näht den ganzen Tag Kostüme für andere Leute.

Deshalb sage ich: »Hey, vielleicht könnten wir beide irgendwann einmal zusammen nach Europa reisen.«

»Und wer soll das bezahlen?«, blafft sie als Antwort. »Deine Mutter vielleicht? Oder ich? Wir kommen beide gerade so über die Runden. Das sind nur Träume, Franny, aber davon kann man nicht leben.«

»Dann eben nicht«, entgegne ich, und wir warten schweigend darauf, dass die Werbepause zu Ende geht.

Als wir am nächsten Morgen zu Fuß zum Campus gehen, spüre ich den Unterschied in der Luft. Es ist, als wäre das College in den letzten zwölf Stunden lebendig geworden. Aus der Mensa riecht es nach Brot und Kaffee, und ich bin froh, dass Amelia mir eine Essenskarte besorgt hat.

»Heute essen wir hier zu Mittag, ja?«, frage ich hoffnungsvoll.

»Ich esse nicht in der Mensa. Ich habe ein Mal da gegessen und das hat mir gereicht. Ich habe fünf Haare auf meinem Teller gefunden. Es wundert mich, dass die Lebensmittelkontrolleure noch nicht Anzeige erstattet haben. Aber für dich ist es sicher okay. Jugendliche haben einen Magen aus Stahl.«

Wir gehen in ihr Atelier und sie weist mir meine Arbeit für die nächsten Stunden zu: Ich soll eine aufgegangene Naht an einem riesigen Bühnenvorhang zunähen. Das Nähen an sich ist nicht schwierig, ich kann es mit der Maschine machen, aber mit ganzen Armladungen voll Samt zu kämpfen ist eine anstrengende, schweißtreibende Angele-

genheit, und die Zeit vergeht nur langsam. Die Folkmusik der Siebziger – nur von Frauen gesungen und gespielt –, die Amelia leise im Hintergrund laufen lässt, verstärkt meine innere Unruhe noch.

Den ganzen Morgen über höre ich draußen auf dem Hof fröhliche Stimmen, Autos fahren vor, und Türen werden zugeschlagen. Die Schüler treffen ein, keine Frage. Als Amelia schließlich meint: »Du kannst genauso gut gehen – du konzentrierst dich ja sowieso nicht mehr auf deine Arbeit«, muss sie mir das nicht zwei Mal sagen. Innerhalb von Sekunden bin ich aufgesprungen und zur Tür hinaus.

Draußen bleibe ich kurz stehen und blinzele. In der grellen Sonne bin ich erst einmal ganz benommen.

Zig Kids in meinem Alter laufen hin und her, begrüßen sich und kreischen vor Freude. Sie ziehen und schleppen ihr Gepäck über den Hof, und im Wohnheim und in der Mensa gleich daneben herrscht ein reges Kommen und Gehen.

Ein paar Meter von mir entfernt sehe ich, wie ein Mädchen einen Jungen am Arm packt. »Du musst Jorey sein!«, ruft sie. »Ich kenne dich von deinem Profilbild!«

»Carson?«, fragt er. »Carson Bailey?«

»Oh mein Gott, ich glaub's einfach nicht, dass wir uns nach den endlosen Chat-Sessions tatsächlich treffen!« Sie kreischt und er kreischt und sie hüpfen auf und ab. »Du bist eine Art männliches Gegenstück von mir! Ich finde dich total irre!«

»Und ich finde dich total irre!«

Noch mehr Kreischen und noch mehr Auf-und-ab-Gehüpfе.

Ohne ein bestimmtes Ziel schiebe ich mich durch das Gewühl und überlege: Wenn ich nur mit einer Person, die einigermaßen nett wirkt, in Kontakt kommen kann, wird die mich wieder jemandem vorstellen, und schon kenne ich Leute, zu denen ich mich in der Mensa an den Tisch setzen kann. Ich werde nicht den ganzen Sommer allein mit Amelia verbringen.

Aber ich komme mir seltsam vor. Ich gehöre nicht dazu. Irgendwie gehöre ich schon dazu, aber irgendwie auch wieder nicht.

So ist das nun mal.

Mir fällt ein Mädchen auf, das mühsam versucht, sich mit zwei großen Taschen durch die Wohnheimtür zu zwängen. Ich stürze hin und halte ihr die Tür auf. »Danke«, sagt sie, als sie sich durchschiebt. »Das ist echt nett von dir.«

Ein paar andere wollen wieder hinaus, und da ich die Tür schon mal halte, muss ich sie auch für sie aufhalten. Alle danken mir, aber keiner bleibt stehen.

Endlich entsteht eine Lücke im Verkehr und ich kann die Tür loslassen. Ohne mich umzuschauen, mache ich einen Schritt rückwärts und stoße fast mit einem schlanken Jungen mit großen braunen Augen zusammen. »Sorry!«, entschuldigt er sich sofort.

»Meine Schuld.«

Er schüttelt den Kopf, um mir auf freundliche Art zu zeigen, dass es doch seine Schuld war, und geht um mich herum ins Wohnheim. Ich beschließe, ihm zu folgen und mir das Haus von innen anzuschauen.

Ich gelange in eine große Halle, die von einem Treppenhaus beherrscht wird wie in einem Industriegebäude. Ringsum an den Wänden verlaufen auf Augenhöhe Anschlagbretter, an denen schon jede Menge Anschläge hängen. Die meisten weisen darauf hin, dass sich nach 21 Uhr nur noch Mädchen im dritten Stock aufhalten dürfen. Ich schlendere daran vorbei und dann unter einem Bogen hindurch in einen riesigen Aufenthaltsraum mit jeder Menge Sofas und Sessel, einer ganzen Reihe Verkaufsautomaten, einem Klavier und einem Fernseher.

Kein Mensch hängt hier drin ab. Ein paar Kids stecken den Kopf herein und kommentieren: »Ganz nett!« oder »Krass!«, je nachdem, was sie davon halten. Aber alle gehen weiter, wahrscheinlich um ihre Sachen auszupacken oder ihren Erkundungsgang fortzusetzen.

Ich schlendere zurück in Richtung Treppe und überlege, ob ich raufgehen und einen Blick in die Zimmer werfen soll. Ich komme im selben Moment an die Treppe wie zwei Mädchen mit jeder Menge Gepäck und mache Platz, damit sie zuerst hinaufgehen können.

Eine der beiden bedankt sich mit einem flüchtigen Blick auf mich. Sie ist groß und dünn und hat einen hellbraunen Teint, wilde schwarze Korkenzieherlocken, die sie mit einem breiten Stirnband zurückgebunden hat, und große

dunkle Augen, umrahmt von einer Brille mit dickem Rand. Sie trägt klobige schwarze Schnürstiefel, eine kurze Jeans und ein enges Top.

»Keine Ursache«, erwidere ich.

Das andere Mädchen ist noch größer. Sie bleibt stehen. »Franny? Franny Pearson?«

Ich fahre herum. Sie ist hübsch, hat dichte dunkle, stufig geschnittene Haare und große blaue Augen. Und ich kenne sie! »Julia? Oh mein Gott!«

Wie sich herausstellt, kann ich genauso gut kreischen wie die anderen Mädchen hier.

Ich kenne jemanden!

Zumindest kannte ich sie, damals in der achten Klasse. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen.

»Ich fass' es nicht!« Sie lässt ihre Tasche fallen und löst die Hand vom Griff ihres Rollkoffers, damit sie mich umarmen kann. »Warum habe ich deinen Namen nirgends gelesen? Du hast dich nicht in der Facebook-Gruppe von Mansfield angemeldet!«

Ich drücke sie an mich. »Stimmt, weil ...«

Doch bevor ich es erklären kann, fragt das andere Mädchen: »Woher kennt ihr euch?«

Julia lässt mich los. »Wir sind zusammen in die Middle-school gegangen, aber dann sind wir auf verschiedene Highschools gewechselt und haben uns irgendwie aus den Augen verloren. Aber eigentlich hätte ich mir denken können, dass du hier bist, Franny. Du warst immer eine von den besten Schauspielerinnen.«



Claire LaZebnik

Nicht so einfach mit der Liebe

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-40235-1

cbj

Erscheinungstermin: Juni 2014

Während andere aufregende Ferien genießen, jobbt Franny bei ihrer Tante und näht Kostüme, anstatt selbst auf der Bühne zu stehen. Aber man muss die Dinge positiv sehen – so wie die Anproben mit ihrem supersüßen Langzeit-Schwarm Alex. Nur ist der offenbar so gar nicht interessiert. Wie gut, dass es da noch Harry gibt, der sich für unverfängliche Flirtproben geradezu anbietet ...